

Wo ich wohne – für Ilse Aichinger

Christine Nagels wundersamer Film beruht auf der gleichnamigen Erzählung Ilse Aichingers, der wohl anspruchsvollsten und diskretesten Autorin der Gegenwart. In ebenso rätselhaften – wie präzisen Bildern verfolgen wir die Situation einer Frau, deren Wohnung vom vierten Stock allmählich in den Keller sackt. Der Film verschränkt diese befremdliche Situation mit einer Vergegenwärtigung von Aichingers Leben und Schreiben. Der Titel “Wo ich wohne” verspricht eine Adresse, den Standort einer Figur, die Verortung einer Existenz. Da sind erkennbare, vertraute Plätze – eine Küche, eine Fassade, die Stadtlandschaft Wiens - und unterscheidbare, visuell oder narrativ aufgerufene Momente – die Kindheit, die Kriegsjahre, die erinnernde Jetztzeit. Da ist der schwarze Umriss einer Topfpflanze auf einem Tisch, ein steifer Vorhang, der starre Schatten eines Gitters auf einer hellen Wand. Dazwischen bewegt sich eine rastlose junge Frau, geht suchend, zögernd, verunsichert die Treppen hinauf und hinab. Flimmernde Inschriften auf Fernsehschirmen und alte Filmaufnahmen flirren vorbei. Ein leises Zittern im Blattwerk großer Bäume, ein kaum merkliches Beben in den Stimmen, Blicken und Gesten der Figuren, in den Spiegungen der Regenlacken und Fensterscheiben durchziehen den Film. Sie entsprechen dem Rhythmus der Szenen, der Abfolge unterschiedlicher Bildträger und dem Oszillieren der vielfältigen Wirklichkeitsebenen des Films: Vorstellung, Erinnerung, Inszenierung wechseln einander ab. Träume und Sehnsüchte nach Nähe, Geborgenheit, Vereinigung werden durchbrochen von Hinweisen auf traumatische Begebenheiten. So entsteht ein Lebensgefühl des Widerstands gegen die Illusion einer Beheimatung in der Welt. Die Orte, Zeiten und Gestalten sind so ineinander gefaltet, dass kein eindeutiger, endgültiger, und abgrenzender Rahmen Festigkeit und Dauer verleiht. So kommt Aichingers Wunsch zu Verschwinden ins Bild, ihre Sprache des Schweigens in den Ton, ihr Schreiben in den Film und wir erfahren die Weltwahrnehmung einer inneren Bewegung, einer leisen, aber unabwendbaren Unruhe, die bleibt. Noch lange leuchten die Bilder, hallen die Stimmen nach. Sie schaffen einen Raum, den man – der einen - nicht mehr ganz verlässt. Einrichten kann man sich dort nicht.

Vivian Liska ist Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Direktorin des Instituts für Jüdische Studien an der Universität Antwerpen.